II.

Torquato Tasso am Hofe von Ferrara.

Ein Vortrag

von

Georg Voigt.

Die Erinnerung an Torquato Tasso führt wohl Manchem von Ihnen, s. v. A., zunächst ein Bild voll romantischen Reizes vor die Seele. Sie fühlen sich versetzt in die schmuckvollen Villen und in die reizenden Gärten von Belriguardo, wo ein hochgesinnter Fürst dem Schönen ein Asyl eröffnet, wo die Damen seines Hofes das rauhe wirkliche Dasein unter dem Schleier der Poesie verhüllen, wo Myrthe und Orange zu sinnigen Träumen und der hohe Lorbeer zu begeistertem Schaffen laden. In jenen Laubgängen denken wir uns den Dichter, wie den Wandelnden seine Helden und Heldinnen umschweben, wie der Kampf um das Grab des Erlösers ihn umtobt. An jene Zweige befestigte er seine zierlichen Sonette, in jene Stämme schnitt er den Namenszug der geheimnißvollen Leonora. Da sieht er in stiller Liebe das Ideal seiner Träume vor sich stehen: es ist Leonora, die Prinzessin, die unerreichbare. Ein Zucken der Leidenschaft, der lange verhehlten: er stürzt an ihre Brust, wird weggestoßen, verrathen, aus seinem Paradiese verjagt; er endet nach langen Nächten voll Verzweiflung und im brütenden Wahnsinn.

Das ist das Bild des Dichters, wie es Dichtung in unsere Seele gezaubert, auch wohl bildliche Darstellung darin befestigt hat. Gewiß ein schönes Vorrecht der Kunst, ihre Schöpfungen mit den Farben des vollen Lebens und der Wirklichkeit auszustatten und mit unwiderstehlicher Ueberredung dem Herzen aufzudrängen. Sie wissen recht wohl, daß Goethes Darstellung, obwohl sie die meisten ihrer Züge den Liedern Tassos entlehnt, vor der kühleren Forschung nicht Stich halten wird, aber die Phantasie, einmal gespannt und gehoben, mag auch den schönen Wahn nicht lassen und um die herbe Wahrheit tauschen. Dennoch muß ich Sie bitten, jene romantischen Vorstellungen fürs Erste in den Hintergrund zu drängen und eine andere Kraft der Seele zu öffnen, das Verständniß für die stillen Vorgänge und Krisen im Menschenherzen, wie wir es im täglichen Leben gewinnen und üben und vermittelst dessen auch dunkle und seltene Zustände, verwickelte und schwankende Empfindungen, ja die finsteren Irrgänge des Geistes sich dem Blick enthüllen. An tragischem Interesse dürfte der geschichtliche Tasso dem der Dichtung mindestens nicht nachstehen, aber die weiteren Persönlichkeiten des Hofes von Ferrara werden in ganz anderem Lichte erscheinen und das schöne Belriguardo mit seiner künstlerischen Atmosphäre fällt wie ein Luftschloß zusammen.

Den Umriß von Tassos Leben darf ich als bekannt voraussetzen. Es war ein Dichterleben in jedem Sinne des Wortes, auch darin, daß alle persönlichen Schicksale im engsten Zusammenhange stehen mit der großen Aufgabe, die diesen Dichtergeist von den ersten knabenhaften Flügen bis zu seinen letzten Entwürfen erfüllte, mit dem Heldengedichte vom befreiten Jerusalem. Die schwere Krisis in Tassos Leben ist auch eine Krisis in seinem dichterischen Schaffen. Was hat sie herbeigeführt? Hat Tasso die Prinzessin Leonora geliebt, wurde seine Neigung erwiedert, ist er um ihretwillen ins Irrenhaus gesperrt worden, war er in der That geisteskrank? Seit mehr als vierhundert Jahren ist über diese Fragen gestritten, es sind um sie, zumal von italienischen Gelehrten, heftige, ja mit Wuth geführte Federkriege entbrannt, die weder den Streitern Ruhm noch der Sache Förderung eingebracht haben. Vollends verwirrt wurde die Discussion durch die vor nahezu vierzig Jahren in der Casa

Falconieri zu Rom aufgefundenen Originalhandschriften, die der Graf Alberti besaß und die auf Tassos Verhältniß zu den Prinzessinnen ein interessantes Licht zu werfen schienen. Doch ist die Fälschung des bedeutendsten Theiles jener Briefe und Sonette auf kritischem Prüfstein und auch auf processualischem Wege erwiesen worden; wir schieben sie also völlig bei Seite. Wir halten uns vor Allem an die Briefe Tassos, deren nicht weniger als 1563 erhalten sind. Erst seit 1855 liegt eine vollständige, chronologisch geordnete und kritisch gesichtete Ausgabe derselben von Guasti in fünf Bänden vor. Die ersten Briefe sind von einem kühn in das Leben schauenden zwölfjährigen Knaben, die letzten kurze Zeit vor dem Tode mit gebrochenem Herzen in der Klosterzelle von St. Onofrio geschrieben. Gern und offen spricht Tasso von sich und seinen Bestrebungen. Wer aufmerksam seine Gedankengänge und diejenigen Anschauungen verfolgt, die in ihm vorherrschen, der wird ihn kaum mißverstehen können. So liegt in diesen Briefen der allein richtige Schlüssel zu seinem Innern und zu den Vorgängen, die seine äußeren Geschicke zur Wendung brachten. Viel schwieriger ist es, seine lyrischen Gedichte, deren wir über 1500 haben, zur Aufklärung heranzuziehen. Fast überall fehlen uns die Handhaben, um diesen leichten Kindern des Augenblicks beizukommen, ja ihr Zusammenhang mit des Dichters Erlebnissen ist oft sogar absichtlich durch gefälschte oder täuschende Ueberschriften verschleiert worden. Am Wenigsten darf man mit einzelnen Aeußerungen und Stellen argumentiren, die man aus einem so reichen Schatze heraushebt. Man muß sich gründlich einlesen und einempfinden in diese herrlichen, klangreichen Lieder, um zwischen den in der italischen Lyrik seit Petrarca überlieferten Formen und Wendungen die tiefen Töne wahrer Empfindung herauszuhören.

Gleich die ersten Lebensschicksale Tassos waren ganz geeignet, in ihm den ehrgeizigen Dichter und zugleich den unglücklichen Menschen zu erziehen, der im Leben keine Heimath finden sollte. Als er zum Bewußtsein erwachte, war sein Vater Bernardo, als Dichter wohlangesehen, ein armer Flüchtling, der fern in Deutschland und Frankreich sein Brod suchte; er hatte an einem Proteste gegen die Einführung der Inquisition in Neapel theilgenommen, war seines

Vermögens beraubt und geächtet worden. Die Mutter welkte im Gram hin. Der Knabe wurde von seinem siebenten bis zum zehnten Jahre in einer Jesuitenschule erzogen. Er galt für ein Wunderkind, machte mit Leichtigkeit lateinische Verse und Reden und zeigte sich so verständig, daß man ihn schon im neunten Lebensjahre zur Communion zuließ. Daß in der Hostie der Leib Christi sei, erzählte er später, habe er damals zwar noch nicht gewußt, aber der feierliche Ernst des Ortes und der Meßgewande, wie er die Leute neben sich Gebete murmeln und an die reuige Brust schlagen sah, das habe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und nach dem Genuß des heiligen Mahles habe er eine ungewöhnliche Ruhe und Zufriedenheit empfunden. Im Uebrigen war er schon als Knabe reizbar und empfindlich, und wurde die Sphäre des Gefühls in ihm angeregt, so brach es auch sofort wie ein schrankenloser Strom hervor.

Der Vater kehrte nach Italien zurück, aber seine Heimath, das neapolitanische Reich, blieb ihm verschlossen. Er zog von einer Stadt zur andern, von einem Fürsten zum andern. Der junge Torquato, jetzt wieder von der Mutter getrennt, welcher ihre stolzen Verwandten nicht gestatteten, das Schicksal des verbannten Gatten zu theilen, zog mit ihm. Er vergleicht diese Irrfahrt durch halb Italien mit der des Aeneas, dem der jugendliche Ascanius folgte. Nur zwei Jahre überlebte die Mutter diese Trennung, da brach sie zusammen. Torquato zählte damals zwölf Jahre; er hatte ein volles Verständniß davon, was es heißt, arm, verbannt, umherirrend, mutterlos und heimathlos zu sein.

Ach, seit ich Luft und Leben
Zuerst geathmet, seit mein Auge offen
Dem Licht, das mir nur heiter nie zu finden,
War ich zum Ziel gegeben
Der Grausamen (Fortuna) und trug, von ihr getroffen
Wunden, die kaum durch längstes Leben schwinden.
— — — — — — — — —
Doch vom Geschicke ward, ein zarter Knabe,
Dem Mutterbusen grausam ich enthoben,
Der Küss' ach! denk' ich seufzend noch im Herzen
Der thränenfeuchten, denke noch mit Schmerzen

Feur'ger Gebete, die im Wind zerstoben.
Denn nie mehr sollt' ich Aug' in Aug' ihr blicken,
Nie mehr sie an mich drücken,
Von Mutterarmen eng und fest umwoben!
Dem Vater, gleich Camillen und Askanen
Folgt' ich, dem Irrenden, auf irren Bahnen.

Damals schon entstand in Tasso die Vorstellung, als ob ein finsteres Schicksal gewisse Menschen zu herben Verfolgungen auslese, als seien Welt und Mitmenschen feindselige Mächte, die sich dem aufstrebenden Geist entgegenstellen. Sie zu überwinden und sich den Nachruhm zu ertrotzen, trieb ihn ein brennender Ehrgeiz, der durch das Beispiel und die Anleitung seines Vaters noch genährt wurde. Er sah, wie dessen Rittergedicht, der Amadigi, entstand und gedruckt wurde, er hörte die Freunde und Verehrer seines Vaters von den Gesetzen der Poesie und von dem Lorbeer reden, der den Dichter lohnt. Die Sänger des Alterthums, auch Dante, Ariosto wurden gelesen, studirt, ihre gefeierten Namen raubten dem jungen Torquato den Schlaf. An ihrer Seite wünschte er einst genannt zu werden. Er war erst achtzehn Jahre alt, als sein Heldengedicht Rinaldo gedruckt und mit nicht geringem Beifall aufgenommen wurde.

Aber dieser erste Erfolg trieb ihn nur vorwärts; er rüstete sich jetzt zu dem Epos, welches ihn neben Homer und Virgil stellen, an welches Tadel und Neid nicht reichen sollten. Der Plan zum Befreiten Jerusalem oder zum Goffredo, wie er das Gedicht Anfangs nennen wollte, wurde entworfen. Theoretische Studien sollten ihn sicher leiten; des Aristoteles Poetik und die Epiker der Alten wurden mit peinlicher Genauigkeit befragt und drei gelehrte Abhandlungen „über die Poesie und das heroische Gedicht insbesondere" vorausgeschickt. Hier gerieth der Dichter in den ersten Zwiespalt: er schwankte zwischen den Regeln, die er von den Alten gelernt und den Forderungen des romantischen Stoffes. Er verlor nicht selten die Zufriedenheit mit seinen Schöpfungen und die Freude am Schaffen. Zu seinem Fluche konnte er während des Dichtens den Gedanken nicht loswerden, wie Mit- und Nachwelt über ihn urtheilen würden. Die Autoritäten, Aristoteles, Homer und Virgil,

sollten ihm zum Schutze gegen etwaige Angriffe dienen und doch fühlte er, daß er in einer anderen Welt und für eine andere Welt dichte als sie.

Diese andere Welt aber, die ihn umgebende, kannte er wenig. Mit Menschen zu verkehren, das wirkliche Leben in irgend einer Weise zu fassen, hatte er nie gelernt. Eine zufriedene Gegenwart gab es nicht für seinen rastlosen Geist, er sah nur in Zukunft und Ewigkeit hinaus, lebte still für sich und seine ruhmglänzenden Träume. Noch brauchte er keine Freunde und hatte keinen Gegner; er verkehrte nur mit den hehren Gestalten der Dichtung und maß sich nur mit den längstverstorbenen Dichtern, die er im Spiegel des Nachruhmes sah.

Cardinal Luigi ans dem Hause der Este, der Bruder des Herzogs Alfonso II von Ferrara, war auf den Dichter des Rinaldo aufmerksam geworden. Er rief ihn im October 1565 zu sich nach Ferrara. Tasso wohnte hier im Palaste des Cardinals und war sein Schützling. Kein Dienst wurde von ihm verlangt, er sollte ohne äußere Sorge allein seiner Muse leben; er erhielt kein Amt und keinen Titel, nur zum Cavalier wurde er ernannt, um sich bei Hofe zeigen zu können. So lebten an Höfen, bei den reichen Prälaten und Edelleuten die meisten damaligen Dichter und viele Gelehrte. Sie machten den Ruhm des hohen Hauses, indem sie es besangen und bewidmeten, sie warteten auf eine Stellung bei Hofe und wurden gehalten wie ein höfischer Luxus.

In solcher Weise trieben es die Este zu Ferrara nicht nur zu Tassos Zeiten, sondern seit länger als hundert Jahren. Es ist bekannt, als welch ein niedriger Schmeichler und Bettler Lodovico Ariosto vor Cardinal Ippolito von Este stand, bis er dessen nüchterne Kargheit zu seinem Schrecken erkannt. Diesen Vorwurf wenigstens konnte man Alfonso II, dem Letzten und Glanzvollsten der Este, nicht machen. Die Pracht, die er entfaltete, hätte einem Könige genügen können, sie ging weit über die Kräfte des Ländchens hinaus. Dessen segenbringende Canäle versandeten durch die Sorglosigkeit der Regierung, die Felder standen öde, eine Folge des unmäßigen Abgabendruckes, und selbst die Straßen der Residenz erschienen menschenleer. Der Herzog war gegen Volk und Adel ein harter und

tyrannischer Herr. Er sprach schnell ein Todesurtheil und ließ es schnell ohne Recht und Gericht vollstrecken, nur um einmal seine ganze Machtfülle zu zeigen. In der Regel schien er verschlossen und einsilbig, selbst auf Vorstellungen und Bitten seiner Verwandten antwortete er oft nur mit einer kurzen, sarkastischen Wendung, doch war er noch unheimlicher, wenn er einmal in schöne, wohlgesetzte Worte überfloß, deren Zusammenhang und Meinung man kaum errathen konnte. Am Meisten gefiel er sich, wenn er den ritterlichen Glanz und die geschmackvollen Feste seines Hofes sehen ließ. Zuweilen turnierten hundert Ritter auf seinem Schloßhof, in prunkvoller Ausstattung; er selbst brach wohl im höheren Alter noch eine Lanze zu Ehren der Damen. Königliche Preise und Belohnungen wurden dann ausgetheilt. Mit diesen Ritterfesten waren gewöhnlich theatralische Aufführungen verbunden: man stellte den Tempel der Liebe, die selige Insel und dergleichen dar. Die zahlreichen Damen des Hofes spielten dabei die Rolle der Angebeteten und bildeten nach ritterlicher Sitte Liebeshöfe, in welchen scharfer Verstand und feiner Tact mit den Angelegenheiten des Herzens zierlich tändelten. Dieselbe Neigung zu einem raffinirten Spiel mit Empfindungen zeigt sich in der Pastorale, jenen Schäferstücken, die zur Oper hinüberführten und in Florenz vorzugsweise gepflegt wurden. Jagden, Maskenbälle und allegorische Aufzüge wechselten mit jenen Vergnügungen ab, und sie folgten einander wie im Taumel, wenn ein fürstlicher Besuch oder ein Familienfest die Gelegenheit dazu gab.

An dem Hofe eines solchen kleinen Fürsten fand man es ferner nicht auffallend, wenn die ersten Staats- und Hofämter von Gelehrten und Dichtern verwaltet wurden. Unter den Personen, von denen noch die Rede sein wird, waren Pigna, der Historiograph der Este, und Antonio da Montecatino, ein Philosoph, nach einander die ersten Staatsräthe, und Guarini, bekannt durch sein Schäferspiel vom treuen Hirten, war Staatssecretär. Die Damen des Hofes dichteten nicht selten in lateinischer wie in italienischer Sprache. Ueber platonische Philosophie wußte ein Jeder mitzureden. Die alten Dichter und die neuesten Dichter waren das Thema der gewöhnlichen Unterhaltung; aus den Rittergedichten und Novellen wurde die kleinste Anspielung sofort verstanden. Jede Huldigung

wurde mit antiker Mythologie, jedes Compliment mit ritterlichen Phrasen gewürzt. Kurz, es herrschte in dem engen Kreise, der sich täglich um denselben Mittelpunkt bewegte, eine von Gelehrsamkeit und Romantik wahrhaft übersättigte Stickluft.

Die Hauptfiguren des Hofes waren außer dem Herzog selbst seine beiden Schwestern Lucrezia und Leonora. Als Tasso an den Hof kam, war Lucrezia 31, Leonora 30 Jahre alt. Beide müssen wir uns in damaliger Weise gebildet denken: sie verstanden Latein und selbst ein wenig Griechisch; Poesie, Musik und feine Stickereien halfen ihnen den Tag hinbringen. Lucrezia konnte sich ganz in das muntere Treiben des Hofes versenken: an jedem Schauspiel, jedem Aufzug nahm sie lebhaften Antheil; ihr Gang war majestätisch, ihre Kleidung von Edelsteinen strahlend. Gern ließ sie sich huldigen, aber sie wußte die Schmeicheleien doch mit überlegenem Verstande aufzunehmen, sie kannte den Hof, seine Ränke und Intriguen recht wohl und mischte sich doch sorglos hinein, weil ihr scharfes Auge sie nicht leicht täuschte und ihr kühles Herz wenig in Gefahr gerieth. Fügen wir noch hinzu, daß sie in ihrem 36. Jahre dem Herzog von Urbino ihre Hand reichte, sich aber nach kurzer und kinderloser Ehe von ihm wieder trennte und an den Hof ihres Bruders zurückkehrte.

Leonora dagegen war kränklich von Jugend an, blaß und ernst von Antlitz. Hektik und Nervenschwäche hatten sie früh mit dem Gedanken des Todes vertraut gemacht, sie entzog sich gern den geräuschvollen Hoffesten und brachte die Zeit in ihren Gemächern mit Studiren, Musiciren und Andachtsübungen zu. Sie hatte entschieden erklärt, nicht heirathen zu wollen. Sah man sie, so war es im einfachen Anzuge; auch bestimmte sie in ihrem letzten Willen, daß man sie einst des Nachts und ganz ohne Aufsehen bestatten möge. Unter dem Volk von Ferrara stand sie im Rufe der Milde und Heiligkeit, wozu vielleicht der Gegensatz zur stattlichen Schwester und dem übrigen Hof nicht wenig beitrug. Man schrieb ihren Gebeten die Abwehr einer Ueberschwemmung zu, ihre eigene Rettung bei einem Erdbeben wurde als ein Wunder betrachtet.

Unser Dichter zählte 21 Jahre, als er den Palast der Este betrat. Weil uns der Hof fortan vorzugsweise um seinetwillen in=

teressirt und selbst die fürstlichen Personen zu bloßen Nebenfiguren werden, müssen wir uns doch ganz der Vorstellung entschlagen, als seien auch damals die Augen ausschließlich auf den jungen Dichter gerichtet gewesen. Unter den ritterlichen Gestalten und galonirten Herren spielte er in seinem einfachen schwarzen Kleide eine gar bescheidene Rolle. Gerade damals ging es hoch her: einen vollen Monat hindurch wurde die Vermählung des Herzogs mit der Erzherzogin Barbara von Oesterreich, der Kaiserstochter, gefeiert. Die Spiele und Feste, in denen diese Zeit verrauschte, sind wegen ihrer geschmackvollen Pracht selbst in Ferrara lange im Andenken geblieben. Tasso war wie betäubt und geblendet, er pries sich glücklich, einem solchen Hofe anzugehören. Sobald er die erste Schüchternheit überwunden, wagte er sich in dieses neue Leben hinein, welches ihm als die eigentliche Atmosphäre des Dichters erschien, er begann um die Gunst der Damen zu hofiren und mit den Männern zu rivalisiren. Er stammte aus einer altadeligen Familie, die in Bergamo heimisch war, und hatte auch unter Armuth und Elend den Stolz der Abkunft nicht vergessen. Höher noch dünkte er sich als Dichter. Selbst in der Zeit seiner herbsten Leiden erklärte er einmal, er könne unmöglich da ein Asyl annehmen, wo man ihm nicht unter den Edelleuten, die sich um die Person des Fürsten drängen, den ersten Rang zusichere. Auch war er kein unschöner Mann. Jene Büste des Dichters, die zu St. Onofrio steht, nach einer Todtenmaske modellirt, zeigt trotz den Spuren geistiger und körperlicher Leiden dennoch Züge von ungewöhnlicher Feinheit. Dagegen war seine Stimme rauh, fast unangenehm, seine Rede schwerfällig und abgebrochen, sein Benehmen trocken, verlegen und ganz ohne höfische Gewandtheit. Seine dichterischen Huldigungen mochten schmeicheln, er aber fühlte sich vor gewandteren Nebenbuhlern niemals sicher.

Lucrezia war die erste, die dem scheuen Dichter entgegenkam. Schon in seinem Rinaldo hatte er ihr ein Compliment gemacht und sie nahm es gnädig auf. Das Verhältniß zu ihr bildete sich schnell so, wie es dann blieb. Sie, die sich auf dem glatten Boden des Hofes völlig sicher fühlte und um ein Jahrzehnt älter war, fand ein Vergnügen daran, den schwankenden Dichter an der Hand zu leiten. Man kann fast sagen, daß sie ihn bemutterte: sie vermittelte

sein Verhältniß zum Herzog, warnte ihn vor den Intriguen, wies ihn zurecht, wenn er eine Ungeschicklichkeit begangen, überwachte seine Neigungen zu anderen Damen und unterstützte ihn dabei mit klugem Rath. Wenn Tasso sie ansang, wollte er nicht ihren süßen Blick, nicht das Lächeln auf ihrer Wange, nicht den Wohlklang ihrer Stimme preisen, sondern ihren schönen Geist, die zugleich hoheitlichen und doch demüthigen Sitten, und feierte er auch einmal ihre Schönheit, deren Glanz nur der Blick und die Kraft eines Adlers ertragen könnten, oder ihre Hand, als müsse vor ihrer Weiße der Schnee beschämt erglühen — so war Lucrezia solche Huldigungen und dichterische Ueberschwänglichkeiten gewöhnt und wußte sie zu würdigen. Es waren für Tasso die schönsten Tage seines Lebens, als er den Sommer des Jahres 1573 auf ihrer reizenden Villa Castel Durante zubrachte, wo, wie man meint, seine Schilderung von Armidas Zaubergärten entstand. An ihrem Hofe zu Pesaro las er die ersten Gesänge seines großen Heldengedichtes vor, welches damals am freudigsten gefördert wurde, ferner sein Schäferspiel Aminta; er wurde beschenkt, geehrt, bewundert, geschmeichelt, verzogen. Auch nach Ferrara zurückgekehrt, wollte Lucrezia ihn immer um sich haben. „Der Herzog ist davongegangen“, schrieb Tasso damals einem Freunde, „und hat mich wider seinen und meinen Willen hier gelassen; denn so gefiel es der Herzogin von Urbino, die eine Brunnenkur in der Stadt und den ganzen Tag über Unterhaltung braucht. Ich lese ihr mein Buch vor und bin täglich viele Stunden mit ihr allein.“ Ist es nicht unglaublich, daß man vermittelst einer geheimnißsüchtigen Erklärung seiner Sonette selbst in Lucrezia Tassos wahre Geliebte hat finden wollen?

So einfach und klar ist des Dichters Stellung zur vielgefeierten Leonora in der That nicht. Es ist mißlich genug, daß wir sie lediglich aus seinen Poesien erkennen sollen, zumal, da wir nicht gar viele Sonette haben, die unbezweifelt an Leonora gerichtet sind; denn bei anderen schwanken die Ueberschriften.

Während jenes Hochzeitsfestes, an welchem Tasso dem Herzoge und Lucrezia vorgestellt wurde, blieb Leonora in ihren Gemächern; eine nervöse Angegriffenheit entschuldigte sie. Sie sah blaß aus, als der Dichter zum ersten Male vor sie trat. Diesen Umstand und ihre

Genesung feierte er in einer Canzone, in welcher wir sogleich den ganzen petrarchischen Apparat bemerken. Da erscheinen die aus glühenden Blicken geschossenen Blitze, das wie ein plötzlicher Sonnenstrahl aufleuchtende Lächeln, die allüberwindenden Flammen und Pfeile, die von ihrem himmlischen Antlitz ausgehen. Auf ihrer Stirn wandelt der bewaffnete Amor. Wäre der Glanz und die Gluth ihrer Wange nicht durch Blässe gedämpft, so müsse die Welt ringsum in Asche verwandelt werden und auch er, der Dichter, Semeles Geschick erfahren. „Doch kommts von ihr, ist Leben selbst das Sterben". Den Schluß der Canzone bildet dann — wer dächte nicht an Petrarcas ewiges Laura—aura? — ein herbeigezwungenes le onora.

Ehrfurcht und Staunen, sagt der Dichter, hätten damals sein Herz in Fesseln gehalten, aber gewiß, er gibt auch deutlich genug die innere Gluth desselben zu verstehen. Und nicht erst seit ihrem Anblick fühlt er diese Gluth, wenn wir einem späteren Sonette Glauben schenken, in welchem es heißt: „Worte, zu meinem Lobe gesprochen, haben in deinem königlichen Busen eine edle Gluth entzündet, und die Flamme, die mich verzehrt, dankt ihren Ursprung den schimmernden Farben einer belebten Leinwand". Also schon ihr Bild hat ihn entzündet. Aber diese Worte, mögen sie nun wirklich an Leonora oder, wie in den Ausgaben der Sonette, an die Königin von Frankreich gerichtet sein, beweisen sie eigentlich mehr als die hohe Meinung, die Tasso von dem Silberklange seines Dichternamens hatte und daß ein Bild genügend war, gleichsam den Entschluß zu einer fürstlichen Liebe in ihm zu reifen?

Die Sonette waren kein verstohlenes Angebinde, sie gingen am Hofe von Hand zu Hand. Jedermann ferner wußte, daß der Dichter in der Episode von Olindo und Sofronia, die er dem zweiten Gesange seines Goffredo einwebte, das Bild Leonoras gezeichnet, auch auf sich selber gedeutet und überhaupt die ganze Episode zu ihrer Verherrlichung ersonnen. Auch im Aminta sind die Bezüge auf Ferrara und den Hof deutlich zu erkennen. Wer aber an diesem Hofe und in seinem Ton heimisch war, verstand auch die dichterischen Complimente zu würdigen, die überschwängliche Liebe der Sonettisten mit ihren blendenden Strahlen und versengenden Gluthen.

Leonora wird diese Wendungen hingenommen haben wie ihre Schwester, wahrscheinlich noch gleichgültiger.

Tasso liebt, wenn wir seinen Sonetten aufs Wort glauben, nach schäferlicher Art nur Eine und diese über Alles, aber nach Art der Cavaliere und Dichter scheint er mit dieser Einen öfters gewechselt oder vielmehr Jeder vorgesungen zu haben, daß sie die Eine sei. Bald sagt er einmal, drei weibliche Wesen hätten ihn zu verschiedenen Zeiten gefesselt, aber Eine habe ihn überwältigt, fortan werde er nur für Eine seufzen, ihren Namen und ihre Liebe bis zu den Sternen erheben, sie im Abbilde ihrer Gottheit anbeten. Dann erweitert er dies Geständniß:

Gespornt von jener Sehnsucht, welche führet
Die Seelen gern zu süßen Liebesschmerzen,
Versucht' ich viel der Frau'n und Vieler Herzen
Fand weich ich, Wen'ge blieben ungerühret.

Doch hab' ich nimmer Bleibendes erküret
In Stetigkeit; ein unbeständig Scherzen
War meine Lieb', ein Glüh'n ohn' Brand und Schmerzen,
Bis Euer Bild ich sahe, hochgezieret.

Es wäre eine verzweifelte Aufgabe, wenn man die Reihenfolge von Tassos Herzensdamen aus seinen Sonetten ermitteln wollte. Da erscheint die geistvolle Lucrezia Bendidio und die schöne Leonora Sanvitale, neuvermählte Gräfin von Scandiano. Bei beiden war Guarini sein Nebenbuhler und bei der Bendidio auch Pigna. Livia, Gräfin von Arco, wird angebetet, aber auch Laura Bojardi Tiene. Als Angioletta wird die eine, als Aurora eine andere Schöne besungen. An sie alle sind feurigere Lieder gerichtet als an die Prinzessinnen, bei denen der Rang immerhin einige Rücksicht auflegte. Als die Prinzessin Leonora starb, hat Tasso sein Leid keinem einzigen Liede geklagt, hierin Petrarca sehr unähnlich. Aber ein Jahr darauf flammte in dem Dichter, damals bereits im Irrenspital von St. Anna, eine Jugendliebe auf zu Laura Peperara, die kürzlich, einem Grafen Jurchi vermählt, eine mindestens 35jährige Dame, an den ferraresischen Hof gekommen war. Ueber sechzig Lieder hat Tasso an sie gerichtet.

Eine Sonettenfehde, die Tasso einst mit seinem Nebenbuhler Guarini führte, zeigt uns, wie unter diesen Genossen der Dichterzunft Einer von der Liebe des Andern dachte. Tasso warf seinem Gegner vor, er erlüge mit süßen Tönen die Liebespein seines Herzens und rühme sich dann eitel der Trophäen, die er durch sein Lied den Frauen abgewonnen. Guarini antwortete ihm, er schlage sich selbst mit eigenem Schwert und müsse im Spiegel sein eigenes Bild sehen.

Nein, weder die Liebe zu Leonora noch eine andere Liebe hat Tasso zur Geisteszerrüttung und ins Irrenhaus gebracht. Deßhalb aber wollen wir durchaus nicht ganz in Abrede stellen, daß nicht unter anderen tollen Dingen, die er beging, auch solche gewesen sein mögen, die auf Leonora Bezug hatten, daß er sich etwa ihrer Gunst gerühmt oder sich mit allzu großem Stolze ihre Verherrlichung als Verdienst angerechnet habe. Die späteren Vorgänge erklären sich viel naturwahrer und begreiflicher, wenn wir sie aus seiner sonstigen Stellung am Hofe und am Meisten aus den Widersprüchen seines Herzens herzuleiten suchen.

Wie unsicher der höfische Boden war, den er betreten, sollte er bald inne werden. Noch im Dienste des Cardinals von Este, machte er mit diesem eine Reise nach Paris. Dort wurde er hoch geehrt und gefeiert, verlor aber plötzlich die Gunst des Cardinals oder machte doch seine Stellung bei ihm unmöglich, weil er unvorsichtige Aeußerungen zu Gunsten der Hugenotten fallen ließ. Seine Lage wurde dadurch äußerlich nicht schlechter. Als er heimkehrte, trat er durch Vermittelung der Prinzessinnen in den Dienst des Herzogs. Wie leicht und ehrenvoll dieser Dienst war, rühmt er selbst. Der Herzog zog ihn oft an seine Tafel, sprach freundlich und vertraulich zu ihm und berichtigte mit besserer Kenntniß einige kriegerische Schilderungen, die Tasso in seinem Heldengedicht entworfen. Die entschiedene Gunst der herzoglichen Schwestern, die Bewunderung, zu welcher die Aufführung des Aminta den ganzen Hof hinriß, die hohe Erwartung, die Jedermann von seinem Goffredo hegte, alles das schien ihn für einige Zeit in einen Himmel des Glückes zu heben, dessen Genuß nur er selbst sich störte.

Es fehlten ihm der Takt und die Sicherheit des Umganges: bald fürchtete er ohne Noth Anstoß zu geben, bald meinte er für gering angesehen und beleidigt zu werden. Weil er bei den Damen offenbare Gunst genoß, glaubte er desto sicherer, sich der Bosheit der verdrängten Nebenbuhler versehen zu müssen. Weil der Herzog sich gegen ihn besonders gnädig zeigte, sah er schwarze Gestalten bemüht, dem Fürsten seine Person und den Geschmack an seiner Dichtung zu verleiden. Wer nur immer dichtete, galt ihm schon deßhalb für einen Neider seines Lorbeers. Er setzte mit Bestimmtheit voraus, daß seine Feinde, die ihn in Paris verdächtigt, auch in Ferrara thätig sein müßten.

Indeß erhielt ihn noch die Arbeit an seinem Epos aufrecht. Die eigentlichen Leiden begannen erst, als er es im Frühling 1575 in seiner ersten Gestalt, in welcher es aus achtzehn Gesängen bestand, fertig vor ihm lag. Er konnte sich nicht entschließen, es sofort zu veröffentlichen, ihm bangte vor diesem Wurfe, von welchem er seinen ganzen Frieden, sein ganzes Dasein abhängig fühlte. Da kam ihm der unselige Gedanke, das Werk vorher gewissen kunstrichterlichen Freunden in Rom, in Parma und Mantua zur Kritik vorzulegen und mit ihnen die Verbesserungen zu besprechen. Die Freunde übten ihr Amt mit unerbittlicher Pedanterie und meisterten an seiner Composition, als sollte keine Stanze mehr bleiben wie sie war. Länger als ein Jahr dauerte der Briefwechsel, er versetzte Tasso in die krankhafteste Aufregung, in wahre Verzweiflung. Er fühlte das Recht seines Genius, aber er konnte sich mit allerlei theoretischen Zweifeln und mit hundert Kleinigkeiten nicht abfinden. Bald vertheidigte er sich hartnäckig, bald machte er mit schwerem Herzen ein Zugeständniß und strich eine Stelle weg, die er gerade für vortrefflich gehalten, bald dichtete er eine andere, willenlos wie ein Kind, nach dem Wunsche eines Kritikers um. Er konnte sich Stunden des nächtlichen Schlafes durch das Bedenken rauben, ob er die Erde des heiligen Landes als schwarz oder als grau bezeichnen, ob er einem gewissen Könige von Damaskus diesen oder jenen Namen beilegen solle. Besonders machte ihn ein römischer Freund irre, der als Kunstrichter die verdammende Kirche vertrat und Alles aus dem

Epos gestrichen haben wollte, was an das Heidenthum erinnere, wie Zaubereien, oder was das Zartgefühl einer Nonne verletzen könne.

Dem Dichter riß endlich die Geduld. Er verwünschte es, daß er sein Gedicht irgend jemand gezeigt und wollte nicht mehr wissen, was die „bissigen Kläffer" geurtheilt. Aber die tröstende Ruhe, die ihm das Dichten gebracht, war ihm nun verkümmert, seine freudige Zuversicht war dahin. Er konnte sich nun Jahre und Jahre lang nicht entschließen, sein Werk dem Druck zu übergeben, bis es ohne sein Zuthun und in verstümmelter Gestalt doch gedruckt wurde und ihm statt des Gewinnes nur bittern Aerger, statt des Lorbeerkranzes nur kritische Fehden bereitete. Und vollends qualvoll wurde ihm die Besorgniß, die Inquisition möchte einst sein Werk unchristlich finden, verbieten oder als ketzerisch dem Scheiterhaufen überliefern, ihn um Ehre und Ruhm bringen. Er befragte zwei Inquisitoren in Ferrara über die von seinem römischen Quälgeist angegriffenen Stellen des Gedichts und erhielt von ihnen die Zusicherung, daß nichts Verfängliches darin enthalten sei. Vergebens, die unglückliche Vorstellung hatte sich einmal seiner Phantasie bemächtigt, sie wurde zur fixen Idee und verließ ihn nicht mehr.

Hier stoßen wir auf das tiefgreifendste Zerwürfniß in der Seele des Dichters. Sein Leben fiel in die Zeit einer kirchlichen Krisis, eines Umschwungs der Geister in Italien. Der päbstliche Glaube hatte dort soeben über die lutherischen und calvinistischen Regungen triumphirt und nun waren Jesuiten und Inquisition beschäftigt, die letzten Reste der Ketzerei zu tilgen. Man erlebte alle Widerwärtigkeiten einer Restauration: Verdächtigungen, Spürereien, hämische Sieger, Ausweisungen, Hinrichtungen. Aber nur der Irrglaube ward so furchtbar gestraft, der Unglaube trieb unter den gebildeten Ständen sein Spiel ungestört fort: man vertiefte sich in die Ansichten der alten Philosophen, man las die lasciven Dichter der alten und der neuen Zeit, man witzelte über Bibel und Sakramente, man spöttelte über Luther und über die Inquisitoren.

Solche Zeiten, in denen die Bewegung und Gegenbewegung der Geister eine heftige und gewaltsame ist, zerrütten und zermalmen in ihrem Gange gar manche Individualität. Und gerade die tieferen Naturen fallen um so leichter als Opfer. Tasso hatte bei den Je=

suiten das Sakrament des Mahles mit kindlicher Devotion genossen. Als er sich der aristotelischen Philosophie ergab, wurde er zweifelhaft, wie die Hostie wirklich zum Leibe Christi werden könne. Das Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen war tief in seine Seele gepflanzt; als Philosoph aber zweifelte er doch an der unendlichen Strenge Gottes, ja die Unsterblichkeit der Seele schien ihm eine sehr unsichere Sache. Er kämpfte unaufhörlich gegen den Zweifel und er bekennt, daß vorzugsweise die Furcht vor der Hölle die Kühnheit seiner Vernunft in Schranken gehalten habe. Er hatte die Schriften der Ketzer nie gelesen und sich auch um das Dogma der rechtgläubigen Kirche wenig gekümmert. Aber nach Anleitung der Jesuiten stellte er sich einen Ketzer als ein ganz besonders böswilliges und hartnäckiges Geschöpf vor, und doch sah er berühmte und ehrwürdige Gelehrte unter ihnen, doch beschäftigte er sich selbst mit so häkeligen Fragen, wie z. B. die Allwissenheit Gottes mit dem freien Willen des Menschen zu vereinigen sei. Von der starrsten Rechtgläubigkeit, sowie vom heidnischen Unglauben trug er Elemente in sich, gleichwie in seiner Poesie das Romantische und das Classische sich nimmer zu einem Ganzen fügen wollten. Er war stolz auf seine philosophische Bildung und es drückte ihn doch kläglich, daß er sich nicht als regelrechten Christen wußte.

Indeß hatte sich Niemand um das Glaubensbekenntniß des Dichters gekümmert. Er selbst war sein einziger Ankläger. Und doch wieder zeigt sich nirgends, daß sein Verhältniß zu Gott ihm Besorgniß einflößte, immer ist es nur die Furcht, er oder sein Gedicht möchten der Inquisition anheimfallen, er möchte um seine Stellung am ferraresischen Hofe gebracht werden. In Reden, Briefen und Gedichten glaubte er ketzerische Dinge geäußert zu haben. Der Cardinal von Este, meinte er, verfolge ihn von Rom aus, weil er einst gegen ihn und im Urtheil über den König von Frankreich hugenottische Sympathien gezeigt. Beim Herzoge von Ferrara glaubte er in Ungnade zu stehen, weil seine Feinde demselben Verdacht gegen seine Rechtgläubigkeit eingeflößt, ihn als Lutheraner und Juden angeklagt hätten. Er befragte die Dominicaner in Ferrara, sie sprachen ihn frei. Er reiste nach Bologna, um sich dort dem heiligen Amte vorzustellen und gestand dem Inquisitor alle seine philosophischen Zweifel;

dieser schien seine Schuld nicht bedeutend zu finden und beruhigte ihn. Aber Tasso hielt die Freisprechung nicht für vollgültig: er wandte sich nach Rom und wünschte sie vom Pabste bestätigt zu haben. In seinem schon zerrütteten Hirn gewannen immer ausschweifendere Vorstellungen Platz. Pabst und Kaiser, meinte er, hätten sich verbündet, ihn von der heiligen Communion fern zu halten. Dem Kaiser gestand er in einem Briefe seine Zweifel, ferner, daß er sich dem Judenthume zugeneigt, daß er nicht an die Autorität des Pabstes geglaubt, daß er in vielen Dingen der katholischen Lehre ebensowenig zustimme als der lutherischen. Er vertheidigte sich gegen den Verdacht, mit den protestantischen Reichsfürsten in einer gefährlichen Verbindung zu stehen. Einem Nepoten des Pabstes legte er wieder ausführliche Geständnisse ab, wie er sich nur auf philosophischem Wege von der wahren Lehre entfernt, nicht durch falsche Schriftauslegung oder ketzerische Bücher, wie er sich freilich der Kirche erst heimlich, dann offener entfremdet, doch ohne die Absicht, sich von ihr zu trennen, wie er die geistlichen Schätze der Kirche früher wenig beachtet, aber auch niemals mißachtet, vielmehr schon als Kind das heilige Mahl mit großer Andacht genossen habe. Er beugt, als befinde er sich schon vor den Schranken des geistlichen Gerichts, den Widersprüchen vor, die man zwischen den zu Bologna abgelegten und den an den Kaiser geschriebenen Geständnissen finden könnte. Sehr bezeichnend ist auch seine Klage, die Kirche sei gegen ihn nicht eine Mutter, sondern in geistlichen Dingen wie in weltlichen (in der Ertheilung von Pfründen nämlich) eine Stiefmutter gewesen. Man sieht, wie er seine Feinde, die er nicht nennen und bezeichnen kann, gern in der Ferne und in ungreifbaren Regionen sucht.

Seine schlimmsten Feinde wohnten in ihm selbst. Es waren sein unmäßiger Stolz, sein krankhaft gespannter Ehrgeiz. Unter Gönnern und Rivalen, unter Freunden und Gleichgültigen sah er immer nur sich und betrachtete sich als den Mittelpunkt, um den sich Alles drehen müsse. Wurde ihm nicht als dem Genius des Jahrhunderts gehuldigt, so fühlte er sich schon zurückgesetzt. Einst sprach er die Drohung aus, er wolle nicht mehr dichten, bis die Welt das Unrecht, das sie ihm angethan, bereuen werde, und könne er nicht

ehrenvoll leben, so werde er einen Entschluß fassen, der die Welt in Erstaunen setzen solle, er werde sich in eine Einsiedelei zurückziehen. „Ich bin krank", schrieb er ein andermal dem vertrauten Scipione Gonzaga, „und meine Krankheit ist kein Spaß, noch ohne Gefahr. Ich brauchte einen Arzt und einen Beichtiger und vielleicht Einen, der die Geister zu beschwören und die Phantasmen zu bannen wüßte. Und wenn unter den Krankheiten der Seele eine der schlimmsten der Ehrgeiz ist, so erkrankte die meine an diesem Uebel schon vor vielen Jahren u. s. w."

Leugnen wir auch nicht ab, daß kleinliche Regungen in Tassos Busen Raum fanden. Wie seinen dichterischen Flug fortwährend winzige Bedenklichkeiten hemmten, so konnte auch in seiner Stellung zu den Menschen die edlere und höhere Natur nicht zur unbedingten Herrschaft durchbrechen. Er wollte als Philosoph seine Brüder verachten und durch großartige Leistungen den Neid überwinden, aber jede Klatscherei brachte ihn in fieberhafte Aufregung. Er wollte ein idealer Freund sein, aber er konnte es nicht verschmerzen, wenn er einige Tage vergebens auf den Brief des Freundes warten mußte. Er sprach von den Schätzen dieser Welt gern mit vornehmer Geringschätzung, aber gelegentlich beklagte er sich doch, daß weder der Cardinal noch der Herzog von Este ihm das genügend gelohnt hätten, was er zum Lobe ihres Hauses gedichtet, daß der Herzog ökonomisch mit Geschenken sei, daß die Kirche ihn nicht mit Pfründen bedacht. Es ist, als schäme er sich oft seiner eigenen Gesinnung und könne sie doch nicht loswerden. Wie Menschen so gern zu thun pflegen, die keinen Halt in sich finden, hing er sich an die dunkle Vorstellung von einem feindlichen Geschick, welches ihn verfolge und dem er nun alles Uebel, alle Schuld beimaß. Oder er nannte auch Alles, was ihm feindlich entgegenzutreten schien, kurzweg „die Welt". Sein Leben und Streben war niemals ein Ganzes: es fehlte ihm, was den Dichter allein beglücken kann, jene Harmonie, die, wie sie Leben in das Kunstwerk haucht, so auch das Leben als ein Kunstwerk zu gestalten weiß.

Man hat den Urgrund seines Unheils gern auf äußere Verhältnisse zu schieben gesucht. Er war körperlich ein kranker Mensch, sagen die Einen. Allerdings berichtet er oft von Fiebern, aber ge-

wöhnlich ging denselben irgend eine vermeintliche Kränkung vorher. Er klagt über schweres Blut und Melancholie. Hier und da befragt er Aerzte, ohne sich ihnen zu fügen. Er liebte die süßen und feurigen Weine, eingemachte Früchte, Marcipan u. dgl. Gegen das Wassertrinken, welches ihm dringend und wiederholt empfohlen wurde, erklärte er einen unüberwindlichen Abscheu zu haben, bittere Medicamente verbat er sich von vornherein. Auch darin war er wie ein Kind. Und bald sah er in jeder Arznei die Absicht, ihn zu vergiften.

Die Italiener haben mit großem Eifer die Schuld seines Mißgeschickes von ihm und seinem erhabenen Patron ab und auf die allgemeine Kategorie der „Feinde und Neider“ zu schieben gesucht. Tasso selbst spricht immer, als sei eine großartige und boshafte Verschwörung gegen ihn thätig gewesen. Wir hören von Beleidigungen und Demüthigungen, ohne sie im Einzelnen zu erfahren; Pigna, Guarini, Montecatino und Andere werden beschuldigt, ihm die Gunst des Herzogs durch Ränke entzogen zu haben. Und doch kann im schlimmsten Falle nur von einer literarischen Coterie die Rede sein: erhoben den Tasso seine begeisterten Freunde über Ariosto und auf den Thron des Parnasses, so regten sich natürlich auch die Verehrer des „rasenden Roland“. Bis zu den entscheidenden Vorfällen, deren Schuld Tasso selbst nur sich beimißt, hören wir durchaus von keiner Ungunst des Herzogs, die Prinzessinnen blieben auch nach denselben seine Gönnerinnen.

Behalten wir diesen gereizten und zerfallenen Seelenzustand Tassos im Auge, so erklärt sich das Meiste, was nun geschah und die Katastrophe herbeiführte, ziemlich leicht. Zunächst war ihm, als müsse Alles besser werden, wenn er nur Ferrara, den eigennützigen Gönner und die bösen Rivalen verließe. Ihn lockte der Hof der Medici, der gegen den ferraresischen seit alter Zeit in Eifersucht stand. Für diese kleine italienische Fürstenpolitik war es ein rechter Triumph, einander literarische Berühmtheiten wegzufangen. Ganz im Stillen wurden von Tassos Freunden die Unterhandlungen eingeleitet. Man sieht deutlich, daß er hiermit kein ehrlich Spiel trieb; er betrat das Feld der höfischen Intrigue und um so entschiedener mit Unglück, da sein Entschluß unaufhörlich schwankte und wider-

sprechende Gefühle ihn hin und her trieben. „Sie wissen", schrieb er seinem Freunde Gonzaga am 31. März 1575, „daß in *** (Ferrara) Viele mir beschwerlich sind, daß aber keiner mich daraus vertreibt; ich bin deßhalb (man bemerke die unsichere Logik!) entschlossen, diese Stellung zu verlassen, obwohl ich nicht glaube, daß sie mir so leicht genommen werden dürfte. Aber ich bin nicht ganz mit ihr zufrieden, es erscheint mir lästig, immer unter Schutz und Aufsicht (su lo schermo) zu stehen; auch sind das Nützliche, die Ehren oder die Hoffnungen, nicht von der Art, daß sie so viel Anstrengung verdienten, um sie festzuhalten." Trotzdem erklärt er demselben Freunde, er wolle die *** (Medici) durchaus nicht zu Patronen, weder jetzt, noch später; er wolle nur nach Herausgabe seines Gedichtes einige Zeit in Rom verweilen, wo er schon, gut oder schlecht, zu leben hoffe. Tasso konnte sich weder entschließen, in Ferrara zu bleiben, noch zu den Medicis überzugehen, zumal da ihm von Seite der Letzteren keine bestimmten Erbietungen gemacht worden. Der Gedanke quälte ihn, daß man ihn mit Recht der Undankbarkeit zeihen werde, wenn er seinen zehnjährigen Wohlthäter, der sich immer noch freundlich und gnädig gegen ihn zeigte, so schnöde verlasse. Andererseits meinte er, die Wohlthaten des Herzogs durch die Verewigungen seines Namens und seines Hauses im Goffredo und im Aminta hinreichend bezahlt zu haben und vollends mit ihm quitt zu sein, wenn er ihm das Epos dedicirt haben werde. Er hatte über seinen Plan, im October 1575 nach Rom zu reisen, eine Unterredung mit der Herzogin von Urbino, über welche er also an Scipione Gonzaga schrieb: „Sie billigte meinen Plan nicht und meint, ich dürfe Ferrara vor der Herausgabe meines Buches nicht verlassen; die einzige Möglichkeit sei noch, daß ich mit ihr nach Pesaro ginge. Jede andere Reise, wie sie mich versichert, würde mißfällig und verdächtig sein. Auch hat sie mir etwas gesagt, woraus ich ersehen kann, daß man mir sehr auf der Lauer ist."

Dieser Argwohn ist wahrscheinlich wieder eine Ausgeburt seines bösen Gewissens. Als er den Herzog um Urlaub zu seiner Reise nach Rom bat, wo er sich mit seinen kritischen Freunden mündlich zu besprechen gedenke, erfolgte ohne Weiteres eine gewährende Antwort. Er ging nach Rom, ohne irgendwie gebunden oder

gehindert zu sein. Seine Freunde empfingen ihn mit offenen Armen; jener Gonzaga stellte ihn sofort dem Cardinal Fernando de Medici vor, dem Bruder des Herzogs von Toscana. Zwar nahm Tasso dessen Erbietungen nicht an, aber auf dem Rückwege wurde er doch ein Gast der Medici. Daß er bei ihnen nicht blieb, hat seinen Hauptgrund einfach darin, daß ihre Anträge durchaus nicht so glänzend waren, wie Tasso sich vorgespiegelt. Er begann einzusehen, daß er im Grunde anderswo nicht besser stehen werde als bei den Este.

Nach Ferrara zurückgekehrt, wurde er vom Herzog und den Prinzessinnen mit dem alten Wohlwollen empfangen. Zwei Veränderungen waren unterdeß an diesem Hofe vorgegangen. Die schöne Gräfin Leonora von Scandiano traf ein und wurde alsbald die umschwärmte Primadonna. Das gab für Tasso neue Rivalitäten. Ferner war Pigna, der Historiograph und Staatssecretär, gestorben und letzteres Amt dem Antonio da Montecatino anvertraut, in welchem Tasso alsbald einen bitteren Feind, einen neidischen und hämischen Menschen zu sehen glaubte. Wenn Antonio wirklich den Dichter wegen der mediceischen Verhandlungen beim Herzoge verdächtigte, so hatte er doch wahrlich nicht Unrecht. Selbst jetzt noch versicherte Tasso seinen Freunden in Rom und Florenz mehrmals, daß er Ferrara so bald als möglich zu verlassen gedenke. Dennoch bewarb er sich beim Herzoge um die vacante Stelle eines Hofhistoriographen, welche mit bedeutenden Einkünften verbunden war, und gleichzeitig versicherte er wieder den florentinischen Freunden, er werde jenes Amt nicht annehmen, um nicht in seiner zukünftigen Geschichte von den Medici ungünstig reden zu müssen. Er fühlte sich überrascht und von Neuem verpflichtet, als Alfonso seine Bitte sofort gewährte, und seine auswärtigen Freunde überraschte die Nachricht, daß Tasso sich von Neuem an Ferrara gebunden. Indeß machte ihn alle Gunst nicht mehr ruhiger und glücklicher, er glaubte sich dennoch von allen Seiten beobachtet und verrathen. Und doch hatte er, wie kranke Geister so oft, in der Tiefe des Busens ein Gefühl davon, daß er sich selbst am Meisten verfolge und verrathe. „Ich bin entschlossen — sagt er nun wieder — den Dienst des Herzogs nicht zu verlassen; denn ich fürchte, anderswo ebensowenig Ruhe zu fin-

den, als in Ferrara. Die Verfolgungen, die ich leide, sind von der Art, daß sie mich ebenso an einem anderen Orte wie in Ferrara quälen."

Damals — es war im Sommer 1577 — zeigten sich die untrüglichsten Symptome von dem, was doch wohl nur als Geisteskrankheit richtig bezeichnet wird. Seine Reise nach Bologna, wo er selbst sich vor dem Inquisitionstribunal anklagte, fällt in diese Zeit. Er glaubt sich von geheimen und überall geschäftigen Feinden beim Pabste als Ketzer und beim Herzog auch als undankbarer Ueberläufer verklagt. Späher umgaben ihn überall, seine Briefe wurden verrathen, seine Papiere heimlich durchsucht. Gedungene Meuchelmörder stellten ihm nach dem Leben. Erst übergab er seine ganze Dienerschaft dem Gericht und erklärte die Richter für Schurken, weil bei der Untersuchung nichts herauskam. Dann sollten alle Diener am Hofe bestochen sein, ihn zu vergiften oder zu ermorden. Am 17. Juni 1577 rannte er im Empfangzimmer der Herzogin von Urbino einem Bedienten, den er am Meisten in Verdacht hatte und der ihn, wahrscheinlich durch Zufall, ein wenig angestoßen, wüthend mit dem Dolche nach. Das zog ihm einen kurzen Arrest zu. Ein Berichterstatter meldete dem Herzog, der in Belriguardo verweilte, den Vorfall mit folgenden Worten: „Tasso ist gestern verhaftet worden, weil er im Zimmer der Herzogin von Urbino gegen einen Diener ein Messer gezogen hat. Allein das wahre Motiv dieser scheinbaren Härte war nur, eine Veranlassung zu finden, um seine Geistesverwirrung zu heilen. Die Furcht, in eine ketzerische Sünde gefallen, und die, vergiftet worden zu sein, hat ihm den Kopf verrückt. Nach meiner Vermuthung liegt die Ursache in seinem melancholischen Blute, das im Herzen zusammengepreßt, nach dem Hirne dampft. Alle Welt bedauert ihn wegen seiner Bravheit und Herzensgüte."

Wir sind wohl genöthigt, die Ansicht dieses Berichterstatters, wenn auch nicht gerade seine Anschauung vom Krankheitsprocesse zu theilen. Auch müssen wir zugeben, daß der Herzog, wie Tasso selbst später sich ausdrückte, gegen ihn nicht nur als ein gütiger Patron, sondern wahrhaft wie ein Vater oder Bruder sich zeigte. Aerzte wurden zugezogen, der Inquisitor von Ferrara gab dem kranken Dichter die beruhigendsten Versicherungen. Der Herzog nahm ihn zu sich nach

Villa Belriguardo, um dem gestörten Geist in der lieblichsten Natur vielleicht noch Genesung zu bereiten. Was hier geschehen, wissen wir nicht. Doch schon am 11. Juli wurde Tasso unter Bedeckung, indeß auf seinen eigenen Wunsch, nach dem Franziskanerkloster zu Ferrara zurückgebracht; denn „er sei von Sinnen und gefährlich“ — er begehe eine Tollheit um die andere“.

Gegen jede ärztliche Behandlung wehrte sich Tasso, als wolle man ihn vergiften. Er schrieb vom Kloster aus an Alfonso die impertinentesten Briefe, worin er ihm zum Beispiel sagte, er, der Herzog, leide selbst an Melancholie und Verrücktheit. Nun wurde ihm verboten, des Weiteren an Alfonso oder an die Herzogin von Urbino zu schreiben. Das machte ihn völlig wild, er glaubte sich wie einen Criminalgefangenen eingesperrt und schmähte mit Worten und in Briefen auf den Herzog. In einem unbewachten Momente schlich er sich aus dem Kloster und aus der Stadt. Mit scheuem Gewissen, wie ein furchtbarer Verbrecher, irrt er auf einsamen Pfaden durch die Abruzzen, wochenlang mit Entbehrungen kämpfend, die er kaum fühlt. Endlich kommt er verwildert und abgerissen in Sorrento an, seinem Geburtsstädtchen am Golf von Neapel. Dort lebte ihm eine Schwester Cornelia, eine Wittwe mit Kindern, in ärmlichen Umständen. Aber auch ihr traut er nicht sogleich. Unerkannt, sich für einen Hirten ausgebend, betritt er das Haus und erzählt ihr, wie ein Bote von ihrem unglücklichen Bruder Torquato; erst als ihre einfache Liebe und ihr Mitgefühl ihm jeden Zweifel benehmen, entdeckt er sich ihr.

Wirklich wurde er ruhiger im engen Häuschen und unter den einfachen Fischersleuten. Aber diesem stillen nnd einförmigen Leben die Idylle abzugewinnen, war dem Dichter des Aminta doch nicht gegeben. Bald ergriff ihn wieder das Verlangen nach dem vollen und rauschenden Hofleben. Er bereuete seine Flucht, schrieb an den Herzog und die Prinzessinnen, bat um die Erlaubniß zur Rückkehr und um ihre Gunst. Nur Leonora antwortete ihm, aber auch nur, daß sie ihm nicht helfen könne. Dennoch reiste Tasso nach Rom und setzte seine Freunde in Bewegung, um sich die Rückkehr auszuwirken. Der Herzog willigte endlich ein, doch unter Bedingungen: Tasso müsse vorher erkennen, daß seine Furcht vor Verfolgungen nur aus

seiner Melancholie entspringe, und solchen Einbildungen entsagen, als wolle der Herzog ihn tödten lassen, da dieser ihn doch immer gern gesehen und ihm Liebes erwiesen habe; werde er solche Reden führen wie früher, so wolle sich der Herzog keine unnütze Mühe mit ihm machen, und wolle er sich nicht ärztlich behandeln lassen, so habe er das Gebiet von Ferrara überhaupt zu meiden.

Tasso ging auf Alles ein; im Anfang April 1578 kam er nach Ferrara zurück. Die Aerzte verlangten von ihm, er solle geistige Aufregung und Ermüdung meiden, Zerstreuungen und heitere Feste aufsuchen. Aber auch diese Mahnung wußte er in seiner selbstquälerischen Weise zu deuten, als wolle man recht systematisch seinen Genius durch ein epikuräisches Leben ertödten, als solle er, zur tückischen Freude seiner Neider, der Dichterkunst und dem literarischen Ruhm entsagen. „Ich glaube nicht", schrieb er an den Herzog von Urbino, „daß die Geschichte des Alterthums ein Opfer aufzuweisen hat gleich dem, welches ich bringe; nur das Opfer Abrahams kann damit verglichen werden." Ein paar Monate lang sah man den Dichter matt und mißtrauisch umherschleichen. „Er gibt eher Zeichen einer tiefen Betrübniß als der Verrücktheit" — so berichtete damals (12. Juli 1578) der mediceische Resident seinem Hofe. Dann plötzlich brach der Trotz wieder durch seine Schranken: Tasso beklagte sich, daß seine Papiere und Gedichte, die er bei der ersten Flucht zurückgelassen, ihm vorenthalten würden, er verlangte eine Audienz bei dem Herzoge und den Prinzessinnen, und als sie verweigert wurde, erging er sich gegen den Fürsten und den Hof wieder in heftigen Reden. Dem Herzog erklärte er mehrmals, er wolle lieber irgend einem feindlichen Fürsten dienen gehen, als sich so unwürdig behandeln lassen. Eines Morgens, noch im Juli, erfuhr man, daß er Ferrara wiederum verlassen habe, allein und zu Fuß.

Ein halbes Jahr lang zog nun Tasso umher. Wir erkennen die treibende Unruhe in seinem wechselnden Aufenthalt zu Mantua, Padua, Venedig, in Urbino und Turin. Ueberall wurde er auf das Freundlichste empfangen, doch überall war man eigentlich froh, wenn er wieder abzog. Hier beleidigte es ihn, daß man ihm als einem Tiefsinnigen Mitleid bezeugte, dort sah er wieder Neider und Verfolger. Er sprach nie anders als von höfischer Knechtschaft und

ging dennoch, obwohl er nun frei war, von einem Hofe zum andern. Während ihn oft die Armuth drückte und nirgends lange seines Bleibens war, erschien ihm wieder das Leben in Ferrara als seine goldene Zeit, es zog ihn immer wieder dahin zurück. Der Cardinal Albano knüpfte auf seine Bitten die Verhandlung mit Herzog Alfonso an. Dieser war bedenklich: er wollte von Tassos Rückkehr nichts wissen, wenn er nicht seine beleidigenden Ausdrücke gegen die Hofleute lassen könne und sich einer ärztlichen Behandlung unterwerfe. Tasso versprach alles mit unheimlicher Hast: ihn verlange, sagte er, allzu heftig, Seiner Hoheit die Hände zu küssen. Auch diesmal, statt sein Verhältniß zum Herzog irgendwie zu besprechen oder Freunde vorbereitend dafür sorgen zu lassen, überwand er es eher, sich ihm blindlings vor die Füße zu werfen. Die dritte Vermählung Alfonsos mit Margherita Gonzaga stand bevor und sollte mit glänzenden Festen gefeiert werden; in dieser Zeit hoffte Tasso die Gunst des Herzogs, seine Stelle und seine Schriften am leichtesten wieder zu erlangen.

Ehe man sich seiner versah, war er am 21. Februar 1579 in Ferrara angekommen. Hier war Alles in gewaltiger Bewegung; am folgenden Tage erwartete man die fürstliche Braut, der Empfang und die Feste beschäftigten jedermann. Tasso fand nirgends ein Entgegenkommen, wie er es gewünscht; den Herzog und die Prinzessinnen konnte er nicht einmal sehen. Es war für Niemand die gelegene Zeit, sich um den Dichter zu kümmern, auch drückte sich wohl Mancher seitwärts vor seiner düsteren Gestalt. Wieder erwachten in ihm die alten Dämonen: er sah sich vernachlässigt, verachtet, in Ungnade, verrathen. Da brach er in wilde Schmähungen aus, verwünschte den Herzog, alle Este und den ganzen Hof, auch sich, da er ihnen so lange gedient. Er widerrief alle Verse seines Gedichtes, die er zum Lobe des estensischen Hauses gesungen, und erklärte laut den Herzog und seinen Hof für eine Gesellschaft von Dieben und undankbaren Ungeheuern. Alfonso, sobald er davon hörte, ließ den Befehl ausfertigen, man solle den Wahnsinnigen in das St. Annen-Hospital bringen, wo neben Kranken aus den untersten Ständen auch Geisteskranke behandelt wurden.

Das ist der Vorgang, soweit er sich nach den besten Berichten

ermitteln läßt. Wer jemals mit Geisteskranken zu thun hatte, wird ihn begreiflich und einfach finden; es ist, als sahen wir die traurige Nothwendigkeit herannahen. In dieses letzte Ereigniß nun hat die Sage die romantische Liebe des Dichters zu Leonora eingewebt. Schon die älteste Biographie Tassos, die zu Neapel 1619 erschien, erklärt diese Liebe für die Ursache seiner Einsperrung. Daß diese Biographie — sie erschien anonym — Manso zum Autor habe, der den Dichter in seinen letzten Lebensjahren noch gekannt, ist mit triftigen Gründen bestritten worden. Aber auch Manso stand den Vorgängen von Ferrara schon völlig fern. Gar erst im Beginn des vorigen Jahrhunderts schrieb Muratori die Tradition nieder, die sich bis dahin zu Ferrara von einem Geschlecht zum anderen fortgepflanzt. Darnach brach die lange verheimlichte Neigung Tassos bei jener Gelegenheit im Beisein vieler Hofleute aus: er näherte sich Leonora, wie um eine Frage zu beantworten, schloß sie dann aber wie ein Entzückter in seine Arme und küßte sie. Der Herzog wandte sich ruhig zu den Cavalieren: „Sehet, ist es nicht Schade, daß ein so großer Mann ganz toll geworden ist? man muß ihn einsperren!"

Eine andere Ueberlieferung wird vorausgesetzt, wenn die Castellane im Schloß zu Ferrara schräggestellte Spiegel zu zeigen wußten, durch deren einen der Herzog den Act des Kusses gesehen haben sollte. Und wieder nach einer anderen Erzählung soll Tasso sich nur in einem Gedichte eines Kusses der Prinzessin gerühmt haben.

Man sieht wohl, wie schwankend und werthlos die Ueberlieferung ist, die sich nach dem Aussterben der Este an ihr ödes Schloß knüpfte und den gefeierten Dichter in ihren Kreis zog. Als sie entstand, machte man sich nicht mehr klar, daß die Prinzessin, als ihr Zauber den Dichter zu dem unbesonnenen Schritte trieb, bereits 42 Jahre zählte. Tasso selbst bezeichnet in verschiedenen Briefen als nächste Ursache seiner Einsperrung „falsche, alberne und thörichte Worte", „Ueberwallen des Zorns und der Einbildung". Das sind allerdings nur Andeutungen, aber auch sie stehen mit jenen Erfindungen durchaus im Widerspruch.

Tassos ferneres Leben ist das eines gebrochenen Geistes, der noch sechszehn Jahre lang ein krankes Dasein fristete. Denn er war ohne Zweifel geisteskrank, aber die Fälle mögen selten sein, in welchen

eine solche Krankheit sich viele Jahre lang auf derselben Stufe erhält, ohne vorzuschreiten, und in welchen sie die Kraft der geistigen Production so wenig schmälert. Selbst jener tuscische Gesandte, der im Jahre 1578 nur von einer tiefen Melancholie gesprochen, schrieb am 4. April 1583: „Tasso ist in der That verrückt, obwohl er öfters ganz vernünftig spricht, überlegt und dichtet". Man hat sein Verweilen im Hospital mit den Farben seiner verdüsterten Phantasie auszumalen beliebt und so ist eine trostlose, grausame Kerkerhaft daraus geworden. Noch heute wird den Fremden in St. Anna ein düsteres Loch gezeigt, in welchem Tasso gesessen haben soll, während ihm nach seinem ersten und glaubwürdigsten Biographen mehrere geräumige und helle Zimmer angewiesen wurden. Tasso freilich beklagt sich über seine enge und schmutzige Zelle, er, der stets auch über den glatten Boden des Palastes geklagt. Die Einsamkeit dünkte ihn unerträglich und daran gewöhnt, Neider und Feinde zu sehen, fand er in dem Prior des Hospitals einen auf seinen Dichterruhm neidischen Kerkermeister und glaubte von dessen Dienern mit ausgesuchten Kränkungen behandelt zu werden. Bald klagt er, daß kein Priester ihn besuchen wolle, um ihm die Tröstungen der Religion zu bringen, und dann erzählt er wieder, daß Mönche und Priester ihn nicht selten besucht hätten, um ihn zu unterhalten und zu erfreuen. Er hat viel geschrieben, Briefe, Verse und Abhandlungen, scharfsinnige Vertheidigungen seines Gedichtes, in deren Verfasser Niemand den Geisteskranken ahnen würde; dennoch schrieb er mehreren Freunden, daß er zum Schreiben und Dichten ganz unfähig geworden sei. Während er den Herzog und die Herzogin wegen seines unbesonnenen Benehmens um Verzeihung bat und auch in Briefen an Freunde seine Schuld eingestand, beschwerte er sich doch gegen andere Fürsten, zumal gegen die Medici, bitter über den Herzog.

Diese Widersprüche aufzuweisen, sind wir dem Andenken Alfonsos schuldig. Was Tasso selbst aber in diesen Jahren gelitten, können Worte nur andeuten. An Fürsten und Hofleute, an Freunde und an die Prinzessinnen, ja an Courtisanen und Hofnarren richtete er Briefe und Sonette voll verzagter Bitten, sich für seine Befreiung zu verwenden. In besseren Augenblicken quälte ihn die Furcht vor ewiger Haft bis zur Verzweiflung. In anderen Stunden berückten

ihn tolle Einbildungen so sehr, daß er in Raserei verfiel. Der Trübsinn, der ihn nicht verließ, war kaum eine Krankheit: er dachte und fühlte dann folgerichtig, ja er konnte ganz verständig auch von seiner Melancholie und den Delirien (frenesia) sprechen. Gegen das Ende seiner Haft scheint eine Krisis eingetreten zu sein. Grausige Träume verscheuchten ihm den Schlaf, gespenstische Wesen schreckten ihn und spielten ihm allerlei tückische Streiche, er sah Flammen in der Luft blitzen, hörte Töne von Pfeifen oder Glocken. Ein hitziges Fieber brach aus, er rang mit dem Tode; nach seinem Glauben hat ihn die Jungfrau Maria gerettet. Bald nach seiner Genesung, im Juli 1586, wurde er aus dem Hospital entlassen, wozu der Herzog auf die Bitten anderer Fürsten endlich seine Einwilligung gab. Ueber sieben Jahre hatte er im Irrenhause zugebracht. Mit weißem Haar und Bart verließ er Ferrara, das er einst mit dem Lebensmuth eines 21jährigen Jünglings betreten, gebrochenen Herzens.

Die letzten Lebensjahre Tassos zeigen ihn in einer Zerrüttung und in einem Elend, die mit den Jahren von St. Anna wetteifern könnten, wenn nicht die hoffnungslose Ergebenheit in sein Schicksal und die Abmattung seines Geistes das schreckliche Bild milderten. Er wechselte seinen Aufenthalt unaufhörlich zwischen Mantua, Rom und Neapel, immer zog es ihn fort und wieder hin; auch in Florenz war er, und um ein Gelübde zu erfüllen, in Loreto. So bezeichnete er seinen Seelenzustand einst im zwölften Gesange des Befreiten Jerusalem:

Mir selbst ein ew'ger Schrecken, werd' ich immer
Mich selber fliehn, doch mir entfliehen nimmer.

Immer noch ängstigten ihn Fieber und das Mißtrauen, man stelle ihm mit Hexerei und Gift nach dem Leben. Er bat Gott um die Gnade der heiligen Sacramente, aber eine unsichtbare Hand zog ihn immer von denselben zurück. Auch die Armuth half den letzten Rest seines Stolzes brechen. Er fand keine fürstliche Aufnahme mehr, er mußte in Gasthöfen wohnen. Er bat seine Freunde um Geld, Kleider, einmal sogar um ein Bett. In Loreto flehte er den ihm vorher unbekannten Fürsten von Molfetta um ein Almosen von zehn Scudi an, er wolle zum Dank für das Heil seiner Seele beten.

Es fehlte wenig, so hätte der Sänger des Befreiten Jerusalems vor den Kirchthüren betteln müssen und Luis de Camoëns, von dem Tasso zu sagen pflegte, er sei der einzige Nebenbuhler, den er fürchte, Camoëns, der zu derselben Zeit, als Tasso in St. Anna als Irrer eingesperrt wurde (1579), in einem Hospital von Lissabon an den Folgen des Hungers und der Entbehrung starb, hätte einen Nebenbuhler des Elends gefunden.

Endlich wurde Tasso eine Zuflucht für seinen müden Geist in Rom bei den Hieronymiten von St. Onofrio. Er hatte in den letzten Jahren am Liebsten in Klöstern gewohnt. Er studierte nur noch die Werke des heiligen Augustinus und des Thomas von Aquino, „um nicht im Finstern zu bleiben und seine Schriften nach dem System des Katholicismus zu verbessern“. Bei den stillen Mönchen nahmen selbst seine Phantasien einen sanfteren Charakter an: er war überzeugt, sein Genius schwebe auf den Strahlen der untergehenden Sonne in sein Gemach, und man hörte ihn, wie er zum Fenster hinaus mit solchen Erscheinungen gelehrte Gespräche über Glaubensfragen führte. Schon zog ihn ein zehrendes Fieber dem Grabe zu, da bereiteten ihm seine Freunde die feierliche Dichterkrönung auf dem Capitol, die mit größtem Pomp begangen werden sollte, ein Triumph, der immer seine glühendste Sehnsucht gewesen.

Am 25. April 1595 öffneten sich die Pforten des Klosters, Mönche und Freunde des Dichters trugen seine Leiche in feierlichem Umzuge durch die Hauptstraßen Roms und nach der Kirche St. Spirito in Sassia, dann wieder in das Kloster zurück. Er lag unbedeckt, mit einer altrömischen Toga bekleidet, die Hände, in denen er ein Crucifix hielt, über der Brust gefaltet, auf dem Haupte den ersehnten Lorbeerkranz.

Noch am Tage vor seinem Tode hatte er den Vätern des Klosters schriftlich für alle Liebe und Güte gedankt, die sie ihm erzeigt, und sie gebeten, seinem Leichnam bei ihnen Ruhe zu gönnen. Denn wie er im Leben der Unglückseligste der Menschen gewesen, so sterbe er als der Aermste. Nur allzu wahr hatte er einst in dem Gedicht an seine Seele gesungen:

Indeß ist sonnenlos mein Tag; ich sehe
Verhüllt des Nachts der Sterne lichtes Heer.

Ich hatte Wünsche viel wie Sand am Meer
Und Innen nichts und Außen nichts denn Wehe.

Ruhmlos ist der glänzende Hof von Ferrara erloschen. Während Tasso in St. Anna war, starb am 19. Februar 1581 Madonna Leonora, dann der Herzog. Lucrezia sah mit ihm den Hauptstamm der Este aussterben, den Hof veröden und das Ländchen an den päbstlichen Stuhl heimfallen; sie starb am 12. Februar 1598.

Tassos Grab aber wird alljährlich am 25. April von den Römern geehrt. Die Mönche lesen Seelenmessen, Arm und Reich, Gering und Vornehm wallfahrtet den Janiculus hinauf und schaut aus demselben Klostergarten, der des Dichters letzte Freude gewesen, auf Rom und die Campagna hernieder. Der einfache Leichenstein ward von Blumen und Lorbeerzweigen nicht leer. Am 25. April 1857 weihte man hier das stattliche Monument des Dichters ein. Damals wurden seine zerbröckelten Reste noch einmal aus dem hölzernen Sarge ans Tageslicht gebracht und dann wieder der Ruhe übergeben.
